ihrer Mitgliedsstaaten strukturiert." (95) Damit wird ein in der alten SMK-Diskussion umstrittenes Thema berührt, nämlich das Verhältnis zwischen Nationalstaaten und Globalisierung im Regulierungsdiskurs.

Gegenüber diesen drei interessanten Abschnitten fällt Teil IV stark ab, in dem es eigentlich um den Zusammenhang zwischen SMK-Theorie und Strategiediskussionen in der Arbeiterbewegung und der Linken gehen sollte. Auf den in den ersten Teilen problematisierten Zusammenhang zwischen SMK-Theorie, Allgemeiner Krise und der Perspektive des realen Sozialismus, der für die Strategiediskussion der sozialistischen Arbeiterbewegung in den kapitalistischen Ländern von großer Relevanz war (positiv wie negativ), geht der Abschnitt nicht ein. Stattdessen liefert er ein Potpourri von Themen, vom Selbstbestimmungsrecht der Völker über die portugiesische Nelkenrevolution bis zur aktuellen Linksentwicklung in Lateinamerika. Der Bezug dieser Ereignisse zum SMK-Konzept bleibt unklar. Wichtiger scheint der Autorin dieses Abschnitts, ihren alten und neuen Inner-Linken Gegnern wie „Gorbatschowisten" (108) und der Erneuererbewegung der DKP der 1980er Jahre ans Schienbein zu treten. Einem im Kontext des Instituts für Marxistische Studien und Forschungen (IMSF) entstandenen Text „Reformalternative" (das IMSF hatte wichtige Beiträge zur Entwicklung der SMK-Theorie geleistet [40]), der in der DKP-Diskussion der zweiten Hälfte der 1980er Jahre eine Rolle spielte, unterstellt sie, ohne weitergehende Orientierung auf Einschränkung der Macht des Großkapitals allein auf die „Durchsetzung einer progressiven, binnenorientierten und ökologisch-sozialeren Variante des staatsmonopolistischen Kapitalismus" abgezielt zu haben (108)[1]. Der manipulative Gipfel ist erreicht, wenn unter Verwendung von Zitaten aus einem Buch von Heinz Jung, Mitautor der „Reformalternative" und Leiter des IMSF, der Eindruck erweckt wird, dieser habe sich später davon distanziert. Tatsächlich resümiert Heinz Jung an der zitierten Stelle: „Unter diesen Bedingungen (der weiteren Rechtsentwicklung der Sozialdemokratie, JG) bliebe die Reformalternative für die Linke aktuell. Sie müßte aber stärker durch antikapitalistische Kritik fundiert werden." Ähnlich argumentierte auch der andere Autor der „Reformalternative", Jörg Huffschmid, in einem Beitrag von 1995, der zwar im Literaturverzeichnis auftaucht, auf den die Autorin aber nicht eingeht. Dieter Kleins Transformationsvorstellungen mögen Fragen aufwerfen, es ist ihm aber kaum vorzuwerfen: „Dem Krisenmanagement konkurrierender Privatmonopole und mit ihnen verflochtener kapitalistischer Staaten scheint Klein hingegen zu vertrauen." (112) Derartige Polemiken der Vergangenheit bzw. Denunziationen haben m. E. in einem wissenschaftlichen Basistext nichts zu suchen.

Etwas unübersichtlich ist das Literaturverzeichnis: Die Unterscheidungen zwischen Gesamtdarstellungen, Klassikern, Studien, Zeitschriftenartikeln und Zeitungsartikeln erschwert das Finden der Quellen, viele Arbeiten werden unter „Autorenkollektiv" aufgeführt, was die Literatursuche ebenfalls erschwert. Vielleicht wäre es im Kontext eines solchen Einführungstextes sinnvoll, einige zentrale Arbeiten ‚zum Weiterlesen' zu empfehlen. Im Inhaltsverzeichnis werden die Autorinnen und Autoren der einzelnen Abschnitte genannt, eine Gesamtredaktion scheint nicht stattgefunden zu haben. Diese hätte möglicherweise die im vierten Abschnitt enthaltenen Inkonsistenzen und polemischen Ausrutscher verhindern können.

Diese Einschränkungen ändern aber nichts daran, dass das Bändchen einen guten, nüchternen und kritischen Überblick über Stärken und Schwächen des SMK-Ansatzes bietet. Wer sich heute zum SMK-Konzept äußern will, der kann daran nicht vorbeigehen. Im zweiten Abschnitt wird die brisante Frage gestellt: „Sollte heute auf die SMK-Theorie zurückgegriffen werden?" (65) Die Autorin des Abschnitts gibt hierauf (klugerweise) keine eindeutige Antwort, wobei sie hervorhebt, dass diese nach wie vor wichtige Ansätze zum Verständnis des heutigen Kapitalismus und seiner Funktionsweise bietet. Das ist ganz sicher richtig, und manchmal wundert man sich, wie linke bzw. am Marxismus orientierte Autoren gleichzeitig die enge Verbindung von Politik und Ökonomie im modernen Kapitalismus herausarbeiten können und andererseits – wenn sie sie überhaupt erwähnen – die SMK-Theorie mit ein paar Halbsätzen als erledigt abhaken. Das ist einerseits bedauerlich, weil damit wichtige Erkenntnisse verloren gehen bzw. das ‚Rad zum zweiten Mal erfunden wird'; andererseits ist es verständlich, weil viele der auch heute noch lesenswerten Arbeiten oft nur durch die Brille einer gescheiterten politischen Strategie betrachtet werden.

Jörg Goldberg

[1] Vgl. dagegen Jörg Huffschmid/Heinz Jung, Reformalternative. Ein marxistisches Plädoyer (1988), Reprint Frankfurt/M. 2010, S. 105ff, 152ff.

Kapitalkonzentration

Jens Berger, Wem gehört Deutschland? Die wahren Machthaber und das Märchen vom Volksvermögen Westend Verlag, Frankfurt 2014, 224 S., 17,99 Euro

Thomas Pikettys Bestseller, dessen Auflage mittlerweile die 1,5 Millionen-Marge überschritten hat, endet mit dem Satz: „Von den Zahlen nichts wissen zu wollen, dient selten der Sache der Ärmsten." Wer in den Welten des Reichtums operiert weiß dagegen, dass diese ohne umfänglichste Zahlenwerke zu durchdringen unmöglich ist und es darauf ankommt, das statistische Material auf die eigenen Interessen zuzuschneiden. Piketty hat mit seinen historischen Datenreihen den Blick auf diese Welt verändert: Die Maschinerie des Kapitalismus treibt das Wachstum der ökonomischen Ungleichheit der Einkommen und Vermögen immer neu an und vertieft sie auf lange Sicht. Michael Hartmann zeichnet seit Jahren kritisch die Sozialprofile der deutschen Eliten nach und Hans-Jürgen Krysmanski hat seit Jahrzehnten eine marxistische politische Soziologie und Machtstrukturforschung der globalen 0,1 Prozent entfaltet. Zu den Schlüsseltexten dieser drei Autoren – die mit einer sich neuerdings recht ängstlich ausbreitenden „Reich-

tumsforschung" über Vermögende, Wohlhabende oder Philantropie nichts zu tun haben – hat jetzt Jens Berger mit seinem „Wem gehört Deutschland" einen weiteren Text hinzugefügt.

Sein Buch liefert eine Rundreise durch die einschlägigen Big Data des deutschen Richistan, die glänzend Kompilation und didaktische Präsentation der Daten verbindet. Wie wird eigentlich das vielfach vermerkte Beschweigen des Reichtums bewerkstelligt? Wie kommt Reichtum in die Welt? Was ist Vermögen? Warum sind wir auf lange Sicht nicht nur tot, sondern auch ärmer? Seit wann gibt es Superreiche und wieviele? Warum spielen Supermanager und Erbschaften eine immer größere Rolle im Triebwerk der großen Ungleichheitsmaschine? Wie werden Immobilien und Betriebsvermögen verteilt? Wer ist BlackRock? Welche Rolle spielt die Politik im Machtspiel der Umverteilung? Und wem gehört Deutschland?

Zum Glück klingen die Fragen, die Berger stellt, populär und seine verständlichen, also nachvollziehbaren Antworten sind solide unterfüttert. Am Ende skizziert er detailliert Konturen eines eingreifenden verteilungspolitischen Konzepts. Sieht man von einigen wenigen Ausflügen ab, verzichtet er auf eine umfangreichere historische Skizze. Ihn interessieren Reichtumsverhältnisse als spezielle Form gesellschaftlicher Beziehungen und die Frage, wie es um ihre Subjekte bestellt ist. Wie allerdings die Eigentums-, Macht- und Ungleichheitsbeziehungen zwischen diesen Subjekten aussehen, wie sie sich vergesellschaften, welchen Habitus, welche ideologische Formen und welche gemeinsamen Kulturen sie ausbilden und in welche Richtungen dies alles weist, bleibt offen. So entsteht immer wieder das Bild eines fragmentierten Reichtums, dem Subjektivität und Handlungsvermögen zuzuschreiben nicht die Sache des Autors ist. Eine Verknüpfung der politischen Ökonomie des Reichtums mit jener des Kapitals und der Klassenanalyse wäre ein nächster Schritt.

Rainer Rilling

Ökonomische Theorie und Krise

Ulrich Busch/Günter Krause (Hg.), Theorieentwicklung im Kontext der Krise. Abhandlungen der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften, Bd. 35, trafo-Wissenschaftsverlag, Berlin 2014, 268 S., zahlr. Tab. u. Abb., 36,80 Euro

Spätestens im Jahr 2008 dämmerte es vielen, dass die Wirtschaftswissenschaften ein Problem haben. Die Wirtschaftskrise hat die meisten Expertinnen und Experten kalt erwischt. Niemand hatte sie in Form und Ausmaß kommen sehen, kaum jemand konnte sie einordnen oder Lösungsvorschläge machen. Die Krise habe nicht nur „den Finanzmarktkapitalismus als marktradikales Modell wirtschaftlicher Reproduktion und Dynamik diskreditiert; sie hat auch die theoretischen Grundlagen der finanzkapitalistischen Akkumulation und Regulation, der liberalen demokratischen Verfassung und der sozialstaatlichen Ordnung nachdrücklich in Frage gestellt", schreiben Ulrich Busch und Günter Krause (7). Der

von ihnen herausgegebene Sammelband befasst sich mit der Frage, welche Auswirkungen dies auf die Wissenschaften hat. Vor allem der Überblick hierüber in den ersten Aufsätzen ist spannend. Mehr Bezüge zu aktuellen Diskussionen, wie sie etwa in verschiedenen Bewegungen mit Bezug zur Krise, aber auch an Universitäten geführt werden, hätten dem Band nicht geschadet.

Im ersten Kapitel stellt Günter Krause die aus seiner Sicht wichtigsten Entwicklungen bis 2013 vor. Drei verschiedene Gruppen gebe es, grob eingeteilt, unter den Ökonomen: Die einen beharren weiterhin auf denselben Modellen und Theorien und erklären die Krise notfalls dadurch, dass diese nicht konsequent genug angewendet worden seien. Die nächsten passen ihre Theorien an wie zum Beispiel Richard Posner, vormals Vertreter der neoklassischen Chicago School of Economics, der seine Theorien im Zuge der Krise durchdacht und anschließend einen Aufsatz veröffentlicht hat, der seine neue Zuneigung zum Keynesianismus erklärt (20). Die letzte Gruppe bemühe sich darum, die Wirtschaftswissenschaften zu erneuern. Krause arbeitet dazu acht bemerkenswerte Phänomene heraus. Erstens beginne sich „ein komplexeres, breiter angelegtes Wissenschafts – bzw. Theorieverständnis herauszukristallisieren, das Grenzen und Defizite des tradierten, von der neoklassischen Standardökonomik geprägten Ansatzes mit seinem imperialen Anspruch (Stichwort: Ökonomik als ‚Königin der Sozialwissenschaften') zu überwinden sucht" (22). Dies geschehe unter anderem durch eine Pluralisierung von Ansätzen und eine ehrlich gemeinte Öffnung zu anderen Disziplinen. Auch die fortschreitende Mathematisierung des Fachs werde mittlerweile hinterfragt. Die Anwendung mathematischer Modelle habe zunehmend als Qualitätsmerkmal und Ausweis von Wissenschaftlichkeit gegolten – auch, wenn die Modelle kaum etwas mit der Realität zu tun hatten und zudem den Eindruck vermittelten, dass Märkte immer und überall funktionieren. Zweitens seien in Kernbereichen der Theorie neue Akzente erkennbar, etwa in der Geldtheorie und Markttheorie. Die bislang hegemoniale Theorie effizienter Märkte werde zum Beispiel mit der von Hyman Minsky auf postkeynesianischer Grundlage entwickelten Hypothese finanzieller Instabilität konfrontiert (25). Drittens sei eine Hinwendung zur wissenschaftlichen Analyse und Verarbeitung der Wirklichkeit erkennbar, um die Kluft zwischen der Realität und den hochformalisierten Modellen der Ökonomen zu schließen. Viertens habe ein kritisches Hinterfragen und teils eine Ablösung von ehernen Kategorien, Begriffen und Modellen begonnen. Das „im Kern inhumane Modell des homo oeconomicus" werde zunehmend infrage gestellt, aber auch die volkswirtschaftlichen Kategorien von BIP und Wachstum verändern sich (25). Fünftens werde der reale Mensch anders betrachtet, der erwiesenermaßen nicht nur rational agiert. Sechstens gebe es Bemühungen, das Theoriegebäude der modernen Makroökonomie zu erneuern – ein Bereich, der sowohl große Auswirkungen haben kann, wenn etwa Zentralbanken und andere Akteure mit fal-